Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schatz.

(10. Fortsetzung.)

Der gewandte Diplomat mußte hier an sich halten, um seine Ironie zu verbergen. Wenigstens hatte er auch dem Augenblick gewartet, Susanne Reitzlich wiedergesehen und zu sprechen. Er fühlte sich gerade gegenwärtig in ausgezeichneter Verfassung, gerade jetzt, wo er seinen Wunsch erfüllt sehen sollte, und sein Schwacher hatte ihn zweifellos eingeflüstert. Er konnte sich vor Susanne leben setzen.

Als Gast von Sascis Kommen hörte, gab es für sie nur den einen Gedanken, dem Direktor aus dem Weg zu gehen. Schon eine Stunde vor seiner Ankunft war sie aus dem Hause gegangen und schlenderte, belästigt von unangenehmen Gedanken, dem Schloßgarten zu. Als sie die Altmersdorfer Straße kreuzte, war sie dem Hause Ladenburgs nahe. In demselben Augenblick faßte sie den Entschluß, Ilse Ladenburg und mit ihr Lotte Wölflin zu besuchen. Sie traf Ilse nicht an und ging zur Wölflinschen Wohnung hinauf.

Dieser Weg wurde ihr recht schwer. Die Familie Rothkirch hatte wie mit einer Selbstverständlichkeit damit gerechnet, daß Lotte Wölflin, so bald es ginge, nach Bronin kommen würde. Alle waren hart enttäuscht, als Freiherr v. Rothkirch über die ablehnende Antwort berichtete. Sie suchten die Erklärung in Lottes Schmerz um Tante Malchen und wollten warten. Susanne nahm sich vor, jedes drängende Wort zu vermeiden, aber Lotte doch offen zu sagen, wie schmerzlich man ihr Nein aufgenommen hatte.

Das Dienstmädchen öffnete zögernd.

„Fräulein Wölflin bedauert sehr, niemand empfangen zu können."

„Sagen Sie nur meinen Namen, Susanne Rothkirch!"

Lotte kam selbst und bat Susanne einzutreten. Sie war recht blaß geworden, aber ihr Auge blickte klar und ruhig, und in ihrem Wesen war mehr Festigkeit, als Susi erwartet hatte. Lotte nahm, als sie sich in ihrem molligen Stübchen gesetzt hatten, zuerst das Wort.

„Das ist mir immer ein lieber Besuch, wenn du kommst, Susi. Und heute bist du mir doppelt lieb. Dein guter Papa — ich weiß ja doch, daß das nur rührende Fürsorge ist — hat mir ein Engagement bei euch —"

„Lotte, ach pfui, wie häßlich du bist! Nenn' das doch bloß nicht Engagement! Du bist Eva doch mehr als eine Erzieherin. Und uns allen bist du eine liebe Freundin, uns Mädels ein richtiger Kamerad. So — das wollte ich nur richtigstellen. Also — nun weiter."

„Siehst du — ich habe nicht ja sagen können. Es geht nicht, und ich bin auch nicht mehr die Lotte vom vorigen Sommer. Susi, ich würde euch recht enttäuschen."

Susanne wollte ihr in die Rede fallen. Aber Lotte fuhr fort:

„Es ist noch mehr — so manches, was man nicht in Worten ausdrücken kann. Nein, nein, Susi — es ist nichts Bestimmtes, etwas ganz Unbestimmtes. Ich kann nicht mit nach Bronin, Susi."

Susanne war betroffen. Sie hörte hier einen Unterton heraus, der aus dem Bericht des Vaters nicht zu entnehmen gewesen war. Was waren das für dunkle Andeutungen? Sie kam sich der Freundin gegenüber ganz fremd vor. Zögernd erwiderte sie:

„Wir wollen nicht mehr davon sprechen, Lotte, wenigstens heute nicht mehr. Nur ein Wort: Für Papa — an uns denke ich ja erst zuletzt — für Papa wird das schwer zu ertragen sein. Er tut mir so herzlich leid — er hat dich gern gehabt."

„Ich weiß, Susi, ich weiß das," sagte Lotte Wölflin sinnend.

„Und nun, Lotte, rate mal, wer dich grüßen läßt!"

„Zuerst rate du einmal dasselbe. Dir wird es leichter fallen, wenn ich dich frage."

„Dein Herr Bruder? — Erinnert er sich noch der Broniner Landmädel?"

Sie war leicht rot geworden und spielte mit dem Handschuh. Lotte nickte.

„Und nun bist du an der Reihe. Wer ist's?"

Lotte zuckte mit den Achseln.

„Wer kann denn wohl an mich denken?"

„Ein armer, lieber Kerl. Weißt du, Lotte, der Beste von uns allen, Waldemar."

„Ich danke dir, Susi, und wenn du an ihn schreibst, lege ich einen Gruß mit ein. Das war nett von ihm. Und wie geht es ihm?"

Susanne sah auf den Teppich.

„Sein Lebenslichtchen flackert matt und ängstlich. Und er hofft immer noch. Aber Doktor Maccini, der berühmteste Lungenarzt in Neapel, bei dem Waldemar war, hat uns jede Unklarheit genommen. Mama weiß davon ebensowenig wie Waldi. Nur mir hat Papa es angedeutet. Den nächsten Sommer wird unser armes Jungchen wohl nicht mehr auf Bronin verleben. Ist das nicht furchtbar grausam? Wie ein Schwer nimmt man vor sich haben und sich nicht wehren können?"

Den beiden Mädchen war das Weinen nahe. Susanne legte Lotte um den weichen Hals.

„Liebste, schreib' ihm ein paar freundliche Zeilen. Ich, du weißt es macht schon selbst — du hast ihm den letzten Sommer so sehr heiter gemacht. Immerfort spricht er nur davon, und ich glaube, er würde nur für dich leben, wenn er gesund und stark wäre. Ja — du ihm das geliebte. Nur ein paar Zeilen — er wird sich unendlich freuen."

Lotte Wölflin fühlte ein paar feine Augen schwer auf sich ruhen, und ein Strom brennenden Mitleids fuhr durch ihr Herz.

„Ich werde deinem Bruder schreiben, Susi. Gern werde ich das tun. Uebrigens — der Gruß an dich, das war eigentlich nur der Schlußpunkt eines langen Briefes, in dem Erich es nur mit Bronin zu tun hatte. Da im Süden sind wohl die Phantasien geflogen. Wenn es nach ihm ginge, würde er euch aus dem alten, hübschen Schloß vertreiben und hinter der großen Rotbuche eine neue Grals-Burg aufbauen. So schwer mir jetzt mein Herz ist — ich habe doch lachen müssen. Und aufgezeichnet hat er es auch schon. Ich hätte dir fast den ganzen Brief gezeigt, wenn ich's dürfte."

„Laß mich's lesen, Lotte. Ich werde nichts lächerlich finden, ich verspreche dir's."

„Erst muß ich den Autor um Erlaubnis fragen. Also Geduld!"

Als Susanne Rothkirch nach Hause kam, warf ihr die Mutter einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Das hat dir Saar ordentlich übelgenommen, Kind. Du hast ihn ja elfen geschnitten. Ich hätte dir mehr Takt zugetraut."

Adalbert v. Saar war mit Frau Nataly weitläufig verwandt. Er hatte die sieben oder acht Jahre auf Bronin nicht ungenutzt vorübergehen lassen und dafür gesorgt, daß er bei der Freifrau einen festen Stein im Brett hatte. Vom ersten Tage an war seine Taktik: durch das Herz der Mutter zum Ziel! Mit eiserner Konsequenz war er diesem Grundsatze gefolgt.

Susanne, die Herrn v. Saar nie anders als einen Fremden im Dienste ihres Vaters angesehen hatte, zog langsam die langen Lederhandschuhe von den Händen und sah die Mutter lächelnd an.

„Gruß von Lottchen Wölflin, Mutting! Und Saar — Herr v. Saar? — Mein Gott, daran habe ich ja kaum gedacht. Herr v. Saar kommt ja doch nur zu Papa. Mich wird er doch nicht etwa vermißt haben?"

Frau Nataly kannte Susannes Standpunkt und ließ das Thema fallen. Später hörte Susi von Eva, daß Papa Rothkirch und Herr v. Saar hart aneinander geraten wären. Saar wäre gewiß unschuldig daran. Nur Papa sei wieder in schrecklicher Laune. Herr von Saar wäre dann auch mit einem recht kühlen Gruß gegangen.

In der Tat hatte Saar bei dieser lang ersehnten Konferenz wider Erwarten schlecht abgeschnitten. Der Freiherr war in einem Grade empfindlich, ja nervös, wie seit langen Monaten nicht. Er ging auf keinen der sorgsam ausgebauten und mit aller Vorsicht vorgetragenen Gedanken Saars ein, hatte überall nur eine abfällige Kritik oder Gleichgültigkeit als Erwiderung und geriet außer sich, als Saar auf den schlechten Einfluß der neuen Bauten auf die Schloßruhe zu sprechen kam. Da sollte an Ladenburg und Erich Wölflin etwas hängen bleiben.

Der Betriebsleiter war wohl mit schuld an der gespannten Aussprache. Die sieghafte Ruhe, mit der er gekommen war, hatte ihn verlassen, als der alte Diener Friedrich im Vestibül das ihm gereichte goldene Trinkgeld schwermütig einsteckte und auf die Frage, ob die gnädige Aelteste da wäre, kopfschüttelnd antwortete:

„Vor einer Stunde ausgegangen, Herr Direktor."

„Haben Sie den gnädigen Fräulein denn nicht noch einmal fest angedeutet, daß ich heute punkt zehn Uhr komme? Ich habe Ihnen doch geschrieben, Friedrich."

„Alles besorgt — die Baronesse ist doch gegangen."

Verbittert hatte Saar dem Alten den Pelz hingeworfen und in einer solchen Stimmung sich wohl auch bei Rothkirch im Ton vergriffen.

Saar war außer sich, als er das Rothkirchsche Haus verließ. Er stürmte in die nächste Weinstube und ließ sich einen schweren Cocktail mischen, den er mit geschlossenen Augen hinunterstürzte. Dann steckte er die Hände in die Taschen und ging in dem leeren Gastzimmer erregt auf und ab.

„Ihr werft mir den Handschuh hin?" knirschte er mit den Zähnen. „Ich nehme ihn auf! Ich werde dich zwingen, Alexander Rothkirch a. Rothfirch! Wo und wie war das bemerkt an der russischen Grenze, als dich ein Kosaken überfielen? Damals, vor sieben, acht Jahren, als du erinnern Verband verlorst? Ich werde dich zwingen, wenn die Stunde gekommen ist, Alexander von Rothfirch, und du wirst mir Rede stehen!"

Scheu sah er sich um. Aber der Kellner spülte Gläser und kümmerte sich nicht um ihn.

„Und nun aus Werk, Adalbert! Das Wild hat nur eine spärliche Fährte zurückgelassen. Heftet seinen ganzen Witz auf diese winzige Spur."

Am Nachmittag reiste Adalbert v. Saar nach Breslau zurück, alle Vorfangen, mit denen das Küchenbuhl an bei Saar den Schlemann mitzugeben, verschmähend, nachdem er noch im Detektivbureau „Argus" eine lange Unterredung mit dem Direktor Fregas gehabt hatte.

16. Kapitel.

Es war ein diesiger Spätnachmittag Anfangs Februar.

In der großen Etage, die Rothfirchs in dem vornehmen Mietshause am Hohenzollernplatz bewohnten, waren sämtliche Räume festlich erleuchtet. Frau Nataly hatte dem Drängen Susannes nachgegeben und endlich wieder einmal eine kleine Gesellschaft geladen, nur nahe Bekannte. Von Potsdam wollte Dietrich herüberkommen und Schmettau mitbringen, der seit einigen Tagen in Berlin bummelte. Er war erst vor einer Woche von einer Löwenjagd am Kyassa nach Deutschland zurückgekehrt. Die Familie Ladenburg hatte zugesagt, ebenso der Bruder des Freiherrn, Exzellenz Lothar v. Rothfirch aus dem Kultusministerium, der in den letzten Jahren ein ganz seltener Gast auf Bronin geworden war. Auch Lotte Wölflin hatte sich durch Ilse Ladenburg und Susanne bestimmen lassen, später auf eine Stunde herüberzukommen.

„Ich bitte euch, faßt mir heute Papa an wie ein rohes Ei!" ermahnte Frau Nataly ihre beiden Töchter, die wieder einmal wegen einer Meinungsverschiedenheit in einer Kleinigkeit in eine lebhafte Auseinandersetzung geraten waren. „Ich bin zufrieden, daß ich Papa so weit bekommen habe."

Susanne und Eva sahen sich schuldbewußt an. Mütterliche Ermahnung war wirklich am Platze, denn den Freiherrn traf man selten anders als gedrückt und mürrisch. Das sonst so gesellige Rothkirchsche Haus war ganz still geworden. Frau Nataly ging kopflos umher und sah sich wieder mitten drin in dem alten Elend. Tschammer, der zu ihr immer offen und ehrlich sprach, hatte in seinem letzten Schreiben allerlei Andeutungen gemacht, daß der Freiherr wieder die Bauwut zu bekommen scheine. Diesmal wolle er sich auf Szymanowo und Grodko austoben. Das wäre immer ein schlechtes Zeichen.

„Halten Sie ihn munter, gnädige Frau, daß der alte Dämon nicht wieder über ihn kommt!"

Einmal ließ sich der Freiherr drei Tage lang nicht sehen. Aus dem Reichstag schickte er nur drei Zeilen, daß er in Kommissionssachen fort müsse. Er sagte niemand, wo er gewesen war. Es war zum Verzweifeln. Mit Mühe und Not hatte Frau Nataly ihn nun zu der kleinen Gesellschaft überredet. Er mochte keine Menschen sehen und saß am liebsten allein in seinem Arbeitszimmer bei einer schweren Zigarre.

Der Abend ließ sich wider Erwarten gut an. Professor Ladenburg hatte seine unverwüstliche Laune mitgebracht, und namentlich der afrikanische Löwenjäger, der fast kaffeebraune Bernward von Schmettau, ließ keine Trübsal aufkomme... Er hatte sich von vornherein bei der Hausfrau nett eingeführt und mit einem harmlosen Lächeln um den Platz neben Ilse Ladenburg gebeten.

„Ich bin in der Wildnis etwas verwildert, meine Gnädigste, da wird mir die Nachbarschaft der Professorstochter wieder etwas von der notwendigsten Kultur beibringen. Meinen Dank im voraus!"

Nach dem Abendbrot suchten Schmettau und Ilse ein stilles Plätzchen im Wintergarten.

„Sie können gewiß die Palmen Afrikas nicht vergessen," scherzte Ilse, für die Schmettaus unverhofftes Erscheinen eine unbeschreibliche Ueberraschung war. Ihre Augen leuchteten. Schmettau hatte ohne Förmlichkeit ihren Arm genommen und sie entführt.

„Denken Sie, mein hochverehrtes Fräulein Ilse," fing er sofort, als sie sich gesetzt hatten, lebhaft an. „Ich bin direkt von Genua, wo ich von Port Said mit dem „Kleist" ankam, über Basel und Frankfurt nach Berlin gefahren, richtiger nach Charlottenburg. Sie werden mich vielleicht nicht verstehen, aber es ist so — ich hatte nur einen Wunsch — in der Tat — nur den einen Wunsch, Sie wiederzusehen."

„Sie phantasieren aber wirklich kühn drauflos, Herr v. Schmettau," sagte Ilse halb unwillig. „Solche Komplimente darf man aber doch nicht zu dick auftragen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Uhr.

Von E. vom Kapellberg.

Weit dehnte sich die Ebene von Flandern. Feucht glänzten die langgestreckten Felder, überhangen von grauen und weißen Wolken. Reglos und leblos kam die Welt von der Ost herüber und brachte die Dämmerung mit. Noch Stille.

Jan Petersen lag in dem geschützten Graben und starrte hinaus auf das Feld. Verbissen und hart. Nur wenn er auf das geplünderte Städtchen ringsum sah, dann hob ab und zu ein schwerer Seufzer seine Brust. Und dieses Bild und die anderen, die er früher gesehen hatte, reizten ihn immer wieder hinein in seinen verbrechen Zorn. Wozu dieser Krieg? Warum hatte man ihn, den Gebauer und Philosophen, gezwungen, die Sache mitzumachen? Das Herz stand ihm still, wenn er dieses gemarterte Land sah, das er früher so oft voll Entzücken durchwandert hatte. Jan Petersen galt darum als ein geweihter Einsiedler unter den Kameraden, den man gern in Ruhe ließ. Aber sein düsteres Wesen barg jenes Wohlsein in sich, das als eine Gnade Gottes gilt, das fein und still ist. Jan Petersen hatte so manchem schon das Leben gerettet. Dabei war er in Lagen geraten, daß man von ihm sagte, er suchte den Tod. Jan Petersen hörte davon und gab ihnen im stillen recht. Er war des Treibens müde, schon lange, lange...

Der Posten in dem einsamen Hause war ein freiwilliger. Der Hauptmann hatte sich ernst von ihm verabschiedet, als er ging. Es hatte ihn nicht weiter berührt. Nur als er die zerschossenen Räume hier sah, da tat ihm das Herz wieder weh. Vielleicht waren es alte Leute, die da wohnten zwischen den bescheidenen und doch so heimeligen, schönen Barock- und Empiremöbeln. Die sauberen Vitrinen mit den bunten Gläsern und zierlichen Nippsguren standen noch da, soweit die Granaten sie verschont hatten. An der Wand hing ein Seestück von Ruisdael. Eine Granate war haarscharf über dem schlichten Rahmen des Kupferstiches in die Wand gegangen und hatte das Bild ganz unbeschädigt gelassen. Das tote Stahlstück schien barmherziger sein zu wollen als die Menschen.

Er ging durch die toten Räume, als sei er unter alten Bekannten. Und als er wieder hinausschritt, da winkte er den Möbeln mit der Hand zu, als nähme er Abschied von einem lebenden Freund. Für immer. Denn das glaubte Jan Petersen zu wissen, daß er lebend aus diesem Hause nicht wieder herauskommen würde.

Mit ein paar gewandten Sprüngen schwang er sich die zerborstene Bodentreppe hinauf und sah aus dem Fenster. Dort hinten die schmalen Linien in dem braunen Land, das waren die englischen Gräben. Wie lange, dünne, giftige Vipern zogen sie sich dahin. Wie Jan Petersen den Inhalt haßte, den sie bargen...

Es war still da drüben. Bis die Dämmerung kam mit einem weißen, durchsichtigen Schimmer. Da tauchte drüben ein Pünktchen auf und noch eins und noch eins. Mit dem Glas konnte er sehen, wie sie langsam, unsicher vorwärts tappten. Eine gewaltsame Erkundigung, dachte er, und nahm das Gewehr fester. Es waren ihrer nicht viele, vielleicht ein Dutzend. Jan Petersen biß die Zähne zusammen: nun kam das Letzte. Das schwerste? Der Philosoph erwachte in ihm. So schwer war das Sterben nicht, aber er hatte seine Arbeit daheim. Die liebte er, und mit ihrer Hilfe hätte er der Welt noch vieles geben können. Das war nun zu Ende, er konnte es nicht ändern. Es war nicht seine Schuld. Jan Petersen zuckte die Achseln, als habe er jemand einen abschlägigen Bescheid gegeben.

Die da drüben waren stehengeblieben, unschüssig, wie es schien. Sie kämen im Galopp, dachte Jan Petersen, wenn sie wüßten, wer hier ist. Ob er wohl Hilfe erhielt? Man hatte sie ihm zugesagt, aber das war ja doch ein verlorener Posten. Was lag an ihm, dem Finsterling, der sich so wenig anpassen konnte! Es mußte ja sozusagen eine Erleichterung sein für die anderen, ihn loszuwerden. Und doch, wie gut waren sie oft zu ihm gewesen. Es war, als ob sie ein stilles Verständnis hätten für seine fremde Art.

Jan Petersen schätzte die Entfernung. Es war noch zu weit für einen guten Schuß bei dem unsicheren Licht. Merkwürdig, daß er so gar keine Skrupel hatte, gerade die Kerle da vorn abzuschießen.

Die da vorn waren erst in weit aufgelöster Linie gegangen. Jetzt drängten sie zusammen, als triebe sie die Angst. Jan Petersen schätzte vierhundert Meter...

Der Schuß krachte, und der vorderste stürzte wie vom Blitz getroffen zusammen. Die andern stutzten in jähem Entsetzen, da fiel auch schon der zweite. Nun stoben sie auseinander wie ein Volk Hühner, aber der dritte und vierte überschlugen sich. Einer kniete nieder und schoß. Jan hörte die Kugel nicht einmal pfeifen, aber der Schütze lag gleich darauf neben seinem Gewehr. Nur zwei liefen noch, was sie ihre Beine tragen mochten. Der eine warf die Arme in die Luft und fiel; der andere mußte eine Verwundung bekommen haben, denn er hinkte mit ein paar verzweifelten Sätzen davonwärts, um endlich auch niederzufallen.

Die Nacht blieb hell und dunkel. Jan Petersen lag am Fenster und sah hinaus. Er war so müde, so todmüde und lebensatt. Wenn „es" doch nur jetzt endlich käme...

In dem trauten Hause hatte es, als ginge jemand auf leisen Sohlen. Das führte ihn wieder in die Wirklichkeit. Er kannte die Furcht nicht, er konnte überhaupt keine Gefühle, die anderen Menschen Angst machten. Er behandelte sie lediglich nur aus Grimm und Verachtung. Und hatte doch ganz im Innersten ein Plätzlein, das er hegte und pflegte. Und das war jetzt am Verderben. Das fühlte er, und darum wollte er den Tod. Er erhoffte nichts mehr vom Leben, gar nichts mehr. Alles war tot in ihm, der Glaube, die Hoffnung. Und seine düstersten Stunden waren es, wenn er die frommen, gläubigen Gesichter sah bei dem Frühgottesdienst. Da empfand Jan Petersen seine ganze Armut.

Sie mußten ihn im Stich lassen, er hatte es gewußt. Einer von den Engländern mußte sich doch wieder zurückgeschleppt haben, denn ganz da hinten blitzte es plötzlich auf. Und drüben in der Nähe der Kirche ging die Hölle los. Näher und näher kamen die Boten aus dem Unsichtbaren. Jan Petersen rührte sich nicht. Er wußte: nun kam „es". Es war einerlei, ob er hierblieb oder sorgtging, es war nun so weit. Schon gingen sie über das Dach. Er sah ihnen nicht einmal entgegen. Und plötzlich war eine weißglühende Hölle um Jan Petersen, alles um ihn herum stand in Flammen, ein furchtbarer Krach schien ihn zerreißen zu wollen, und gleich darauf war es ihm, als werde er durch eine Riesenfaust unter ungeheuren Schmerzen zusammengedrückt. Er tat einen lauten Schrei und fiel in sich zusammen.

Eine lichte Stelle lag über dem Land, als Jan Petersen erwachte. Seine Sinne konnten sich anfangs nicht zurechtfinden, aber dann fühlte er, daß etwas Schweres auf ihm lag. Er hob mühsam die Augen und sah, daß sich die eine Wand des Dachbodens über ihn gelegt hatte. Und gleichzeitig fühlte er furchtbare Schmerzen, daß er stöhnte. Er versuchte, sich zu bewegen. Die Glieder schienen heil zu sein, aber die Riesenfaust preßte ihn zusammen, daß er fast ohnmächtig wurde. Oben lugte der silbrige Himmel Flanderns herein. „Es wird sechs Uhr sein," dachte Jan Petersen mechanisch. Und plötzlich war wieder die Empörung da, der Zorn, die hilflose Wut. Hatte ihn denn das Schicksal noch immer nicht genug gequält, daß es ihm noch diese Marter schuf, daß es ihn verenden ließ wie ein Tier, Stunden, vielleicht Tage hindurch?!...

Seine Seele bäumte sich auf wie zu einer wilden, maßlosen Verwünschung. Da kam auf einmal ein leiser, silberner Schlag von irgendwoher. Aus der Erde, der Luft? Er wußte es nicht. Sechs Schläge zählte er. Und dann auf einmal wie eine unendlich süße, klare Kinderstimme in hellem Klingen: „Wer nur den lieben Gott läßt walten"...

Jan Petersen folgte mit dem Text, der ihm noch dunkel in Erinnerung war. Plötzlich verzog sich sein Gesicht unter einem ungeheuren Weh, einem wahnsinnigen Schmerz, ein Schluchzen brach aus ihm hervor. Und das halbverdorrte Rosengärtlein in Jan Petersen stand auf einmal in voller Maienpracht und wuchs und dehnte sich und wurde immer schöner und größer. Und Jan Petersen schluchzte, und ein süßes Gefühl durchzog ihn, wie er es seit seiner frühen Jugend nicht gekannt. Dann fiel er zurück.

Die zwei Sanitäter, die ihn ein paar Stunden später auf die Bahre hoben, befühlten ihn eingehend. „Die Wand hat ihn ordentlich gedrückt, aber sonst ist er heil," sagte der eine und sah in das tränennasse Gesicht Jan Petersens. „Armer Kerl, er wird ein paar ruhige Wochen brauchen können."

Amerikanische Feigenzucht.

Soll auch als geschäftliches Unternehmen sehr aussichtsvoll sein.

Nachgerade fängt die Feige — nicht die getrocknete, sondern die lebendig an Bäumen wachsende — wirklich an, eine bedeutende Rolle in den Ver. Staaten zu spielen! In einem gewissen Kreise ist sogar eine richtige Feigentollheit ausgebrochen, und manche bilden sich ein, daß die Feigenzucht ein Mittel sei, schnell und fast mühelos reich zu werden, wie die ganze sonstige Landwirtschaft es nicht bieten könne!

Aber auch wenn man von solchen glänzenden Seifenblasen ganz absieht, so ist doch nicht zu leugnen, daß im amerikanischen Feigen-Anbau beachtenswerte gartenbauliche und geschäftliche Möglichkeiten stecken. Oder vielmehr: es ist nicht mehr zu leugnen, nach den bereits erzielten Ergebnissen. Die ersten tatsächlichen Versuche auf diesem Gebiete wurden hauptsächlich als eine Spielerei wohlhabender Leute angesehen, und teilweise kann man dies noch immer sagen; daneben aber entwickelt sich immer mehr ein ernstes geschäftliches Streben, die Feige zu einer rentablen Frucht in den Ver. Staaten zu machen. Obwohl ihre Kultur natürlich nicht in allen Teilen des Landes gewinnbringend betrieben werden kann, so mag sie sich über ein größeres Areal hin verbreiten lassen, als man noch vor kurzem vermutet hatte, besonders wenn eine ausgedehntere Mitbenutzung mit Hilfe von zahlreicheren Abarten gelingt.

Im Jahre 1910 gab es in den Ver. Staaten weniger als 3 Millionen Feigenbäume, — jetzt sind es nach mäßigster Schätzung schon über 5 Millionen. 1910 beschränkte sich die Feigenzucht beinahe ausschließlich auf den äußersten Südwesten; jetzt aber werden blühende Gärten auch in Texas, Louisiana, Mississippi, Alabama und Georgia hervorgebracht! Es kann noch hinzugefügt werden, daß man auch in Teilen von Kansas und Oklahoma, — ja selbst in Ohio mit dem Anpflanzen von Feigenbäumen begonnen hat. Gar nicht zu reden von dem Millionär John Barter, der in Rhode Island Feigen als Sport zieht, aber jeden Winter die Bäumchen — die in dieser Gegend bloße Büsche und leicht zu hantieren sind — in warmem Keller unterbringt und im Frühling wieder auspflanzt.

Bekanntlich gibt es zwei weltberühmte Hauptgattungen von Feigen: Smyrna- und Adria-Feigen. Die ersteren haben die größte Begeisterung für das Anbauen erweckt; aber man glaubt, daß die Adriatische Feige am besten für die amerikanischen klimatischen Verhältnisse außerhalb Südkaliforniens passe, wo freilich die Smyrna-Feige gut gedeiht. Der Smyrna-Feigenbaum bringt auch drei verschiedene Arten von Blüten hervor und hängt für die Befruchtung von einer gewissen Gattung Wespen ab, die schließlich auch in Südkalifornien eingeführt wurde. Die Adriatische Feige aber bringt nur eine Art Blüten hervor und bietet überhaupt weniger Schwierigkeiten für den Züchter; sie wird namentlich im südlichen Osten jetzt vielfach gebaut, und auf ihr ruht die Hoffnung, diese Kultur noch weiter in den Ver. Staaten auszubreiten.

Reife Feigen sind das am leichtesten verderbliche Obst, das es gibt, wenigstens die der bisherigen Gattungen. Selbst in einem Kühlraum bewahrt eine reife Feige ihren Geschmack nicht länger, als etwa drei Tage! Dann versauert sie infolge der Entwicklung von Essigsäure-Bakterien; mit der getrockneten Frucht ist es freilich etwas anderes.

Es wurde schon davon gesprochen, Feigen in der Nähe der Farm, auf welcher sie erzeugt werden, in Büchsen einzumachen, und tatsächlich wurden im Jahre 1914 mehrere solcher Einmachereien in südöstlichen Staaten eröffnet und brachten auch eine beschränkte Menge eingemachter Feigen zu Markte. Außerdem aber sind weitschauende Pläne im Gange, durch Bastard-Züchtung Abarten von Feigen zu entwickeln, welche auch in einem beträchtlich kühleren Klima geschäftlich mit Erfolg angebaut werden könnten, und deren Früchte sich dann auch länger halten würden, ohne an Geschmack wesentlich hinter den, in tropischen und halbtropischen Strichen gezogenen Früchten nachzustehen.

Doch das ist „Zukunftsmusik", und nur der Erfolg wird entscheiden, wie weit man in dieser Hinsicht gehen kann. Man täusche sich nicht: Die Feigenzucht ist auch unter günstigen Verhältnissen keine leichte Sache. Nicht nur das Klima, sondern auch der Boden muß sehr geeignet und sorgfältig vorbereitet sein, und es muß ein sehr wachsamer Kampf gegen Schädlinge geführt werden. Ganze Vermögen werden jetzt in amerikanischen Feigenzucht-Versuchen aufgewendet. Ein großer Teil dieses Geldes ist zweifellos verloren; aber der allgemeinen Sache mögen die Versuche zugute kommen.

— Wurst wider Wurst. Friseur (zu einem Professor): „Soll ich Ihnen die Haare lang oder kurz schneiden?"

„Mein Lieber, die Haare können nur kürzer geschnitten werden, nicht lang."

„Wünschen Sie auch rasiert zu werden?

„Mein Lieber, vermeiden Sie doch das Fremdwort! Ja, ich wünsche die Entfernung meiner Barthaare durch ein Schermesser."

Professor (beim Abschied): „Was macht das?"

„Herr Professor, es heißt nicht: „Was macht das?", sondern: „Was kost't die Geschichte"?"

— Der lachende Dritte. Kantor (im Gasthause): „Gott sei Dank, daß Fräulein Eulalia auszieht, mit ihrem schrecklichen Gesinge hat sie die ganze Nachbarschaft zur Verzweiflung gebracht!"

„Mir war's 'ne Wonne, wenn sie sang."

„Na, dann nehmen Sie's mir nicht übel — aber Gesang können Sie nicht beurteilen."

„Mag sein; aber ich kann Fensterscheiben einsetzen, und das Fräulein war meine beste Kundin!"

Unsere Schnittmuster-Offerte

Specifisch aus meinem Zeitung.
No. 1373

Die zuletzt Sommerkleid auf Seite der Damen, mit Aufschlägen und Taschen und geteiltem Stoff, ist a nach diesem Schnittmuster ohne Mühe hergestellt werden.

ben. Der weite Rock fällt in graziösen Linien und läßt sich besonders gut für schmalliegende Stoffe verwenden. Zur Herstellung gebraucht man 8 Yards bei 36 Zoll Breite. Das Schnittmuster ist [illegible]

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. .....
.....Zoll Brust- oder Taillenmaß
(Jahre ..... bei Kindertachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....

„Liller Kriegszeitung" in Buchform.

Aus bescheidenen Anfängen ist die „Liller Kriegszeitung" die bekannteste und beliebteste der Veröffentlichungen geworden, die für die deutschen Truppen im Felde ins Leben gerufen sind. Sie erscheint jetzt wöchentlich zweimal in einer Auflage von 70,000 Stück, und jede Nummer wird mit Spannung von den Truppen der 6. Armee, für die die Liller Kriegszeitung" in erster Linie bestimmt ist, erwartet. Aber die Nummern, die ihren Weg zu andern Truppenteilen oder in die Heimat gefunden haben, lassen auch dort die Nachfrage so rege werden, daß die französische Provinzdruckerei, in der die „Liller Kriegszeitung" hergestellt wird, gar nicht ausreichen würde, um allen Bestellungen zu genügen. Da die bisher erschienenen Nummern meist vollständig vergriffen sind und nicht mehr nachgedruckt werden können, wird die „Auslese", die Paul Oskar Höcker und Georg Freiherr v. Ompteda, die Herausgeber der „Liller Kriegszeitung", aus den Nummern 1—40 jetzt zusammengestellt haben und in Berlin als Buch veröffentlichen, all denen einen willkommenen Ersatz bieten, deren Wunsch, eine vollständige Ausgabe der bisher erschienenen Nummern zu erhalten, unerfüllt bleiben muß. Zugleich wird das Wertvollste des Inhalts der ersten vierzig Nummern in würdiger Form und unter Beigabe von fünfzig Bildern weiten Kreisen zugänglich gemacht und der Nachwelt erhalten. So wird die „Liller Kriegszeitung" ein bleibendes Dokument für die hohe Kultur des deutschen Volkes und seiner tapferen Truppen bleiben.

In der Schlacht an der Alma erhielt das Fahnentuch des Regiments Schottische Garde 24 Schußlöcher.

Man kann die jeder Farbe zugehörige Nebenfarbe entdecken, wenn das Auge nach längerem Betrachten der Hauptfarbe auf eine weiße Fläche blickt. Man glaubt dann die Nebenfarbe auf dem Weiß zu sehen.